

DIE SCHATTEN DER VERERBUNGSLEHRE

Eugenisches Denken war in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert auch in der Schweizer Psychiatrie verbreitet. Bernhard Küchenhoff erforscht die Vergangenheit seines Fachs und schärft damit den Blick für die Gegenwart. Von Roger Nickl

Streng hebt sich das klassizistische Hauptgebäude der Psychiatrischen Universitätsklinik Burghölzli vom neblig-grauen Morgenhimmel ab. Ein imposanter Gebäudekomplex in einer fast ländlichen Umgebung und doch mitten in Zürich. Er beherbergt eine international bekannte Institution mit einer bewegten Geschichte. Hier, im ersten Stock, wohnte vor rund 100 Jahren der Psychiater und Klinikdirektor Eugen Bleuler (1857 bis 1939). Bleuler prägte den Ausdruck der «Gruppe der Schizophrenen» und öffnete die Psychiatrie für die Psychoanalyse Sigmund Freuds.

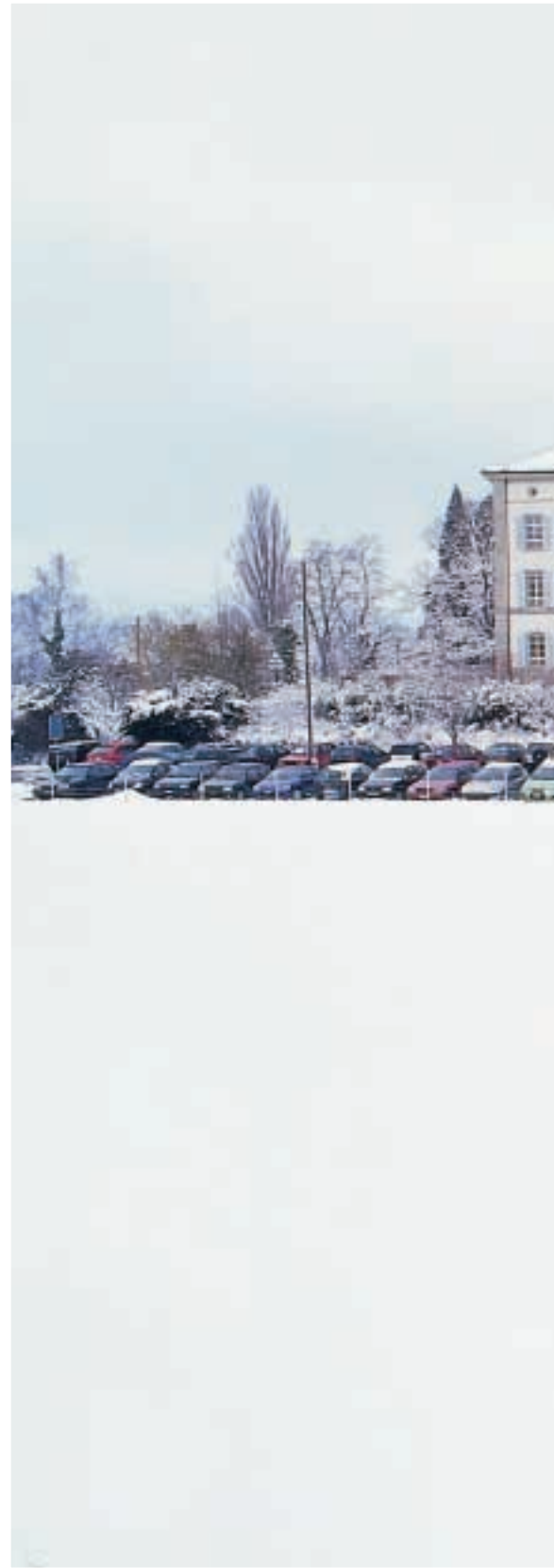
Der lange Flur mit dem Parkettboden im Fischgrätmuster und das Badezimmer lassen den Grundriss der Direktorenwohnung noch erahnen. Heute befinden sich hier Büros von Klinikmitarbeitern. In einem der hellen Räume mit Ausblick auf die umliegende Natur arbeitet Bernhard Küchenhoff. Er ist Psychiater und Psychotherapeut am Burghölzli. Und mehr als das: Neben seiner Hauptaufgabe als Leitender Arzt von Aufnahme- und offenen Übergangsstationen erforscht Küchenhoff die Geschichte seines Fachs. Und dabei spielt Eugen Bleuler eine nicht unwesentliche Rolle.

Bernhard Küchenhoff ist vielseitig interessiert: Nach dem Medizinstudium und vor seiner Ausbildung zum Psychiater hat er in Heidelberg acht Semester Philosophie und Germanistik studiert. Er hat sich psychotherapeutisch weitergebildet. Und er hat sich schon früh mit der Psychiatriegeschichte auseinander gesetzt. Gerade für Psychiater sei es wichtig, sich mit der Herkunft und der Entwicklung ihres Fachs zu beschäftigen, ist der Mann im dunklen Rollkragenpullover und den kurzen, grau melierten Haaren überzeugt. Vor gut drei Jahren wurde deshalb auch die Gesellschaft für die Geschich-

te der Schweizer Psychiatrie und Psychotherapie gegründet, zu deren Vorstand Bernhard Küchenhoff seit Beginn gehört. Das Interesse an Psychoanalyse und Geschichte war auch der Grund, weshalb sich Küchenhoff mit Eugen Bleuler und seinem Verhältnis zu Sigmund Freud auseinander zu setzen begann. Als er 1989 – auch wegen des psychiatriegeschichtlich bedeutsamen Burghölzlis – nach Zürich kam, kontaktierte er deshalb Bleulers Sohn Manfred. Er sprach mit ihm über seinen Vater und über dessen Einstellung zur Behandlung der Schizophrenie.

SOZIALE PROBLEME, BIOLOGISCHE LÖSUNGEN
Die Amtszeit Eugen Bleulers spielt in der historischen Forschung von Bernhard Küchenhoff noch eine weitere Rolle: Sie fällt in eine Epoche, in der eugenisches Denken in der Psychiatrie weit verbreitet war. Ziel der Eugenik, der so genannten Erbgesundheitslehre – der Begriff wurde 1885 vom Briten Francis Galton geprägt – war es, durch die Eindämmung der Fortpflanzung so genannt Erbkranker das Erbgut nachfolgender Generationen zu verbessern. Dahinter stand die Vorstellung, auf biologischem Weg soziale Probleme zu lösen. Der verheerendste Ausdruck dieses Denkens waren schliesslich die Euthanasie-Programme, die «Tötung lebensunwerten Lebens», durch die Nationalsozialisten.

Auf das Forschungsthema Eugenik ist der aus Deutschland stammende Küchenhoff denn auch über seine Beschäftigung mit dem Dritten Reich gestossen. Das Interesse seiner Forschung ist es aber gerade, die Tragweite eugenischen Denkens über den Nationalsozialismus hinaus zu untersuchen. Differenziert zu zeigen, auf welchem Hintergrund, in welchem



Auch am Burghölzli war zu Beginn des 20. Jahrhun-



derts eugenisch motiviertes Denken verbreitet. Der Psychiater Bernhard Küchenhoff versucht das Phänomen differenziert zu analysieren.

Ausmass und mit welchen Zielen auch in demokratischen Ländern aufgrund eugenischer Vorstellungen Zwangssterilisationen und -kastrationen durchgeführt wurden. «Die Erforschung der Eugenik war lange vom Nationalsozialismus überschattet», sagt Bernhard Küchenhoff mit seiner warmen Bass-Baritonstimme, «erst in neuerer Zeit wurde aufgezeigt, dass dieses Denken weit verbreiteter war als angenommen.» Auch habe der Schatten des Nationalsozialismus dazu geführt, dass die Erforschung des Themas anderswo erst verzögert in Angriff genommen wurde. Auffällig sei, so der Psychiater, dass gerade in Ländern mit einer sozialstaatlichen Tradition, in Schweden etwa oder eben der Schweiz, eugenisches Denken verbreitet war.

VOR ALLEM FRAUEN BETROFFEN

Gemeinsam mit der Basler Geschichtsprofessorin Regina Wecker, zwei Dissertandinnen und einem Dissertanden will Küchenhoff in einem eben angelaufenen Projekt nun die Situation in Basel-Stadt von 1880 bis 1960 untersuchen. Aufgrund von psychiatrischen Gutachten, wissenschaftlichen Artikeln, Krankengeschichten und Unterlagen von Sozialbehörden soll das Denken, das hinter der Praxis der Zwangssterilisationen stand, durchleuchtet werden.

Die Mehrheit der Sterilisierten waren Frauen, die Entscheidungsgrundlagen der Ärzte, die die Eingriffe anordneten, oft diffus. Küchenhoffs Forschungspartnerin Regina Wecker schreibt dazu: «Die Massnahmen wurden mit schwammigen Diagnosen, von denen «Schwachsinn» die häufigste war, begründet. Die Grenzziehung zwischen gesellschaftlich unerwünschtem Verhalten und Krankheit mit Zuschreibungen wie Trunksucht, Haltlosigkeit, sexuelle «Zügellosigkeit», «Liederlichkeit», «Verschwendungssucht», waren ebenso unscharf wie zwischen sozialer Auffälligkeit und Schwachsinn.» Die Konsequenzen solcher Zwangssterilisationen reichen bis in die Gegenwart. In Kürze wird der Nationalrat zum zweiten Mal die Entschädigung von Opfern diskutieren – zuvor, im letzten

November, hat sich der Bundesrat gegen eine vom Parlament einstimmig beschlossene gesetzliche Regelung ausgesprochen.

HILFLOSE ÄRZTE

Belege für eine eugenische Praxis fand Bernhard Küchenhoff auch im Burghölzli. In einem Aufsatz, den er im letzten Jahr im Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie veröffentlichte, beschäftigte sich der Forscher mit Emil Oberholzer, einem Assistenten Bleulers und Verfasser einer Dissertation mit dem Titel «Kastration und Sterilisation von Geisteskranken in der Schweiz». Anhand von 19 von Oberholzer besprochenen Fällen zeigt Küchenhoff, «dass auch am Burghölzli im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts eugenisch motiviertes Denken verbreitet war und dass davon ausgehend Sterilisationen und Kastrationen durchgeführt wurden.» Eine systematische Erfassung von Patientinnen und Patienten mit dem Ziel einer umfassenden Verhütung des als erbkrank angesehenen Nachwuchses wie in Deutschland gab es jedoch nicht – in Zürich genauso wenig wie in Basel.

Eugenisches Denken und Handeln allein als Resultat bedenklicher Ideologien Einzelner zu sehen, wäre arg verkürzt. Bernhard Küchenhoff ist auch nicht der Typ, der vorschnell Antworten gibt. Er will sich ein differenziertes Bild der Vergangenheit machen: ohne eilige Vorverurteilungen. «Es gibt die Tendenz, Eugen Bleuler einfach in einen ideologischen Topf zu werfen», sagt Bernhard Küchenhoff, «Bleuler hatte aber ganz verschiedene Seiten.» Zudem stand der Zürcher Klinikdirektor und seine Mitarbeiter in einem gesellschaftlichen, wissenschaftlichen und sozialpolitischen Umfeld, das das Denken der Psychiater mitprägte und ihrem Blick eine bestimmte Richtung gab.

«Im 19. Jahrhundert wurden immer mehr psychiatrische Kliniken aufgebaut», erklärt Pyschiatriehistoriker Küchenhoff, «ein ambulantes Betreuungsnetz gab es aber noch nicht.» Das führte dazu, dass die Kliniken innert kürzester Zeit überfüllt waren. So mussten im Burghölzli um 1900 drei Ärzte 400 Patientinnen und Patienten betreuen. Das



Bernhard Küchenhoff: «Schwerkranke unter schwierigen (im Bild: Ehemalige Wohnräume des Psychiaters und



*Bedingungen: das war die Erfahrungsgrundlage für die Psychiater um 1900.»
Klinikdirektors Eugen Bleuler im Burghölzli)*

Pflegepersonal, die «Wärter», wie sie damals hiessen, waren zudem kaum ausgebildet. Diese prekäre Situation prägte die Wahrnehmung der Mediziner. «Schwerkranke unter schwierigen Bedingungen: das war die Erfahrungsgrundlage für die Psychiater», sagt Küchenhoff, «gute und kurze Krankheitsverläufe haben die Ärzte nicht gesehen, zudem gab es kaum therapeutische Möglichkeiten.» Die Erfahrung dieser Hilflosigkeit führte dazu, dass die Degenerationslehre des französischen Psychiaters Benedict Augustin Morel bei vielen Psychiatern auf offene Ohren stiess. Wenn nämlich – wie die Degenerationslehre nahe legte – eine anlagebedingte Erkrankung sich bei den nachfolgenden Generationen verschlechtert, war es verständlich, dass die psychiatrische Therapie nichts bewirken konnte. «Dieser Gedanke war für die Ärzte entlastend», sagt Bernhard Küchenhoff.

KONTROVERSE KRANKHEITSBILDER

Die Degenerationslehre war eine problematische Grundlage für das Vererbungsparadigma und ein Pfeiler des eugenischen Denkens. Um 1900 gab es darüber hinaus eine auffällige Bündelung von Faktoren, die den sozialhygienischen Blick beeinflussten: «Die Mendelschen Vererbungsgesetze wurden praktisch wiederentdeckt, ebenso spielten neue statistische Methoden, wie diejenige von Wilhelm Weinberg, eine wichtige Rolle: Sie erlaubten, in der Erbforschung mit grossem Zahlenmaterial umzugehen», erklärt Bernhard Küchenhoff. Zudem wurde mit der Tubenligatur eine Methode zur Sterilisation bei Frauen in die Praxis eingeführt. Ihr folgte etwas später das Unterbinden der Samenstränge beim Mann.

Alle diese Entwicklungen in den verschiedenen Wissenschaften waren für die theoretische und praktische Herausbildung der Eugenik bedeutsam und wurden von ihr in Dienst genommen. «Die Grundlage für eine wissenschaftlich fundierte Diskussion der Vererbung selbst, die nicht von vorneherein mit Eugenik verwechselt werden darf, wären fest definierte Krankheitsbilder gewesen», erklärte Bernhard Küchenhoff, «gerade

DIE OPTION ZU BETRÜGEN

diese aber wurden in der Scientific Community sehr kontrovers diskutiert.»

«ERSCHRECKEND AKTUELL»

Die historische Forschung ist für Bernhard Küchenhoff nicht einfach ein Steckenpferd, ein Luxus, den er sich neben der klinischen Arbeit leistet. Sie spielt gerade im Alltag eine wichtige Rolle. Denn der Blick zurück schärft die Wahrnehmung der Gegenwart: «Ich will nicht Richter über die Vergangenheit sein – im Gegenteil – der Blick des Historikers fördert die eigene Bescheidenheit», sagt der Psychiater, «er erlaubt es, einen Schritt zurückzutreten, zu reflektieren, was man hier und jetzt tut, und kann so helfen, die eigene Tätigkeit nicht zu überschätzen.» Zudem würden eugenische Vorstellungen auch heute wieder erschreckend aktuell – etwa in der humangenetischen Beratung von Familien mit einer Veranlagung zu einer Krankheit, bei der gegenwärtigen Diskussion über das Klonen und bei dem höchst problematischen Thema der Selektion in der Präimplantationsdiagnostik.

Der Blick in die Vergangenheit kann solchen Debatten eine neue, kritische Dimension geben. Weil ihm dieses historische Bewusstsein so wichtig ist, hofft Bernhard Küchenhoff auch, dass das geschlossene Museum an seiner Klinik wieder eröffnet werden kann: «Die Geschichte darf am Burgölzli nicht ausgelagert werden.» Da ist sich der Psychiater ganz sicher.

KONTAKT Dr. med. Bernhard Küchenhoff, Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, bernhard.kuechenhoff@puk.zh.ch

ZUSAMMENARBEIT Prof. Regina Wecker, Historisches Seminar der Universität Basel

FINANZIERUNG Das im Text erwähnte Forschungsprojekt wird durch den Schweizer Nationalfonds im Rahmen des Projektes 51 «Integration und Ausschluss» unterstützt.

Das Ideal des aufrichtigen Managers ist passé. Die Zürcher Finanzmarktökonominnen Rajna Gibson-Asner und Marc Chesney zeigen, welche Anreize es braucht, damit Manager ehrlich bleiben. Von Thomas Gull

Die Skandale haben Schlagzeilen gemacht: Enron, Vivendi, Parmalat oder Worldcom. Firmen, deren Management die Geschäftszahlen manipuliert hat. Die Betrügereien in den grossen Firmen haben die Finanzwelt erschüttert. Denn die unseriösen Geschäftspraktiken schaden nicht nur den betroffenen Firmen selbst, sie untergraben auch das Vertrauen der Investoren.

Was tun, um die Manager künftig daran zu hindern, die Bilanzen zu fälschen? Völlig vermeiden lassen sich Missbräuche nie, konstatieren Rajna Gibson-Asner und Marc Chesney, Professoren am Swiss Banking Institute: «Wenn die Manager überhaupt keine Moral haben, nützt alles nichts.» Doch so pessimistisch sind Gibson-Asner und Chesney nicht. Sie gehen davon aus, dass das Verhalten der Manager gesteuert werden kann. «Wir fragten uns: Gibt es eine Verbindung zwischen der Neigung der Manager, sich betrügerisch zu verhalten, und der Art und Weise, wie sie entschädigt werden?» erklärt Rajna Gibson-Asner. Die beiden Zürcher Finanzmarktspezialisten haben deshalb ein theoretisches Modell entwickelt, das erlaubt, die Wirkungen der Anreize verschiedener Entschädigungsformen zu studieren.

DER REIZ DES BETRUGS

Die erstaunlichen Ergebnisse ihrer Arbeit werden im Paper mit dem Titel «Stock Options and Managers' Incentives to Cheat» publiziert. Für ihre Untersuchung haben Chesney und Gibson-Asner die Options-Theorie adaptiert, die sonst verwendet wird, um den Wert von Optionen einzuschätzen. Die Anwendung einer gebräuchlichen Theorie auf eine neue Fragestellung gehöre zur Originalität ihres Projektes, streichen die beiden Forscher heraus. «Unser Modell geht davon aus, dass jeder Manager die Wahl hat zwischen rechtschaffenem und betrügeri-

chem Verhalten», erklärt Gibson-Asner, «wir versuchten herauszufinden, wann der unehrliche Manager von der Legalität in die Illegalität wechselt und was ihn dazu bewegt.» Das Modell von Gibson-Asner und Chesney arbeitet mit verschiedenen Parametern. Dazu gehören unter anderem wie viele Stock Options ein Manager erhält. Die Effizienz der Justiz, die Korruptionskosten oder der Verlust des guten Rufes des Managers. Wie Gibson-Asner und Chesney zeigen, erhöht die gängige Praxis, Manager mit Optionen – Kaufrechte für Aktien – zu entlohnen, den Anreiz zu betrügen. Manager werden mit solchen Kaufrechten auf die Aktien der eigenen Firma entschädigt, um die Ziele der Aktionäre und des Managements in Einklang zu bringen. Denn damit haben beide Parteien letztlich ein Interesse an einem steigenden Aktienkurs. Bisher wurde diese Form der Entschädigung als idealer Anreiz gepriesen, der die Manager zu Höchstleistungen anspornt.

Grundsätzlich funktioniert dieses Modell, konzedieren Chesney und Gibson-Asner. Wie sie jedoch zeigen, kann diese Form der Entlohnung die Manager auch dazu verleiten zu betrügen. Diese Versuchung ist dann besonders gross, wenn das Unternehmen in Schwierigkeiten ist oder die Aktienkurse generell unter Druck sind. «Die unehrlichen Manager manipulieren die Bilanzen der Firma und üben dann ihre Optionen aus. Dabei profitieren sie vom überhöhten Kurs der Aktien, der eine Folge ihrer Manipulation ist», erklärt Chesney den Mechanismus. Wenn der Betrug aufgedeckt wird, stürzen dann in der Regel die Aktienkurse ab. Den Schaden tragen die Aktionäre, während der Manager seinen Profit im Trockenen hat. Die 2005 in den USA von Johnson/Ryan/Tian durchgeführte empirische Studie «Executive Compensation and Corporate Fraud» hat ge-